

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 273.

Freitag, 6. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Anna blidt ihn nur groß an. Fühlt er denn nicht, daß alles anders ist als früher, anders als gestern noch? Nein, er denkt ja nur an seine Arbeit und an sich selbst. Wie unübersehbar ist die Fremdheit geworden; sie leben in verschiedenen Welten, obgleich sie sich so nahe sind, daß sie sich greifen könnten. Gut, sie hört zu, aber sie hat Abstand genommen. Sie trägt nicht mehr mit; sie kann und will nicht mehr. Er mag in seinem Kreis bleiben; sie wird ihren eigenen Weg gehen, nicht den seinigen. Sie wird es ihm in Ruhe und mit guten Worten sagen, wenn die einseitige Unterhaltung ein Ende gefunden hat.

Sie hat wirklich den besten Voratz, ruhig zu bleiben, doch als er ihr die Depesche zur Besorgung übergibt, in der er der Dame mit der wohlbekannten Stimme und Handschrift seine Rückkehr anzeigt, versagen jäh ihre Nerven; ihre Hand ballt sich um das Papier.

„Einmal muß es doch gesagt werden, Hermann. Dahlskop hat mich eingeladen, in seine Dienste einzutreten; ich soll sein persönliches Sekretariat übernehmen; ich denke, daß ich annehme.“ Sie hat ihn frei anblicken und im Unterhaltungston sprechen wollen, doch die Hemmungen sind stärker als ihr Wille; ihr Blick geht an ihm vorbei, und ihre Stimme klingt fehlig.

Hermann blidt sie in sprachloser Befremdung an.

Es ist gesagt; der Bruch ist vollzogen, aber merkwürdig, das erwartete Gefühl der Befriedigung will sich nicht einstellen. Vielleicht ist das Auseingehen doch noch nicht endgültig? Er muß doch jetzt etwas sagen; die Entscheidung muß von ihm kommen. Von ihr aus soll alles noch offen sein. Es ist doch selbstverständlich, daß er sie zurückzuhalten versucht. Er wird ein gutes Wort finden und Änderung versprechen; vielleicht wird sie nachgeben und bleiben.

Hermann schweigt noch immer in würgender Bestürzung und vorläufig nicht zu bändigender Fassungslosigkeit. Anna will ihn verlassen? Sein zweites Ja, die Schwester nach Vertrauen und, wie er stets geglaubt hat, innerer Verbundenheit. Das ist doch Unsinn. Was ist denn in das Mädel gefahren?

Sie hält sein Schweigen für Hochmut und Geringschätzung. Natürlich, er weiß nichts zu sagen; er wird sie nicht bitten, zu bleiben. Er wird eine andere Mitarbeiterin engagieren; er wird aufs engste mit ihr zusammenarbeiten und sie sich zum Echo erziehen, so daß sie nur noch durch ihn denkt; das wird er, und dennoch wird er abgrundtief von ihr entfernt leben. Was bedeutet ihm das Menschentum der Nächsten, die um ihn sind? Nichts. Ihm sind nur wichtig er selbst und seine Arbeit.

Sie sagt ihm, was die Bitterkeit sie zu denken zwingt; sie sagt, daß sie ein Mensch sei von Fleisch und Blut und Nerven und keine Maschine von Metall, Rädern und Drähten; alles, was sie in ihren Ausein-

andersezungen mit ihm gedacht hat, sprudelt sie heraus. Wenn er wenigstens folgerichtig handeln würde und sie, wenn er sie schon nur als Sekretärin mit dem Galatitel Mitarbeiterin betrachtet, auch nur als Sekretärin behandelte, Abstand wahrte und ihr eine gewisse persönliche Freiheit ließe. Aber nein, dafür scheint er kein Empfinden zu haben. Er erinnert sich ihrer, wenn er seine Gedanken in der Unterhaltung ordnen will und wenn er im Besprechen von Tatsachen, Unannehmlichkeiten und Hoffnungen seelische Entlastung und unbekannt auch Stütze und Gegengewichte zu gewinnen sucht. Das ist ihm recht, an ihr Kameradin, Vertraute, Mitträgerin seiner Sorgen, Mithofferin und Mitarbeiterin zu haben; die Lasten bürdet er ihr in selbstverständlichem Verfügen über ihre geistigen und seelischen Kräfte bedenkenlos auf, aber einen Ausgleich zu schaffen, zu erkennen, daß es über ihre Kräfte geht, immer nur belastet und nie erhoben und gewürdigt zu werden, das liegt außerhalb seines Denkreises; ob seine Einstellung aus dem Bewußtsein oder Unbewußten fließt, das ist einerlei, denn die Wirkung auf sie ist die gleiche. Sie ist Mensch, sie ist Frau; sie hat nicht nur Lasten zu tragen und Pflichten zu erfüllen; sie hat auch Ansprüche und Rechte. Sie ist kein Geschöpf, das sich widerstandslos in einen zugemessenen Rahmen pressen läßt. Sie erträgt den Gegensatz nicht mehr; sie hat schon zuviel vorbehaltlos gegeben, um nun nicht mit Bestimmtheit sagen zu dürfen: Es ist genug; die Lösung muß kommen; die Lösung ist da.

Je länger sie spricht, desto leidenschaftlicher entfliehen ihr die Worte, und je mehr die Genugtuung der Aussprache sie erfüllt und damit das Gewicht des selbstbewiesenen Wertes zunimmt, desto mehr entgleitet ihr die Selbstbeherrschung und gewinnt die Schärfe die Herrschaft über sie.

Hermann sieht die Unruhe ihrer Bewegungen, die leidenschafts heißen Wangen, die vor Erregung blühenden Augen und senkt verständnislos den Blick; so also wird eine Reigung erschlagen. Was für einen Sinn hat es, daß er sein Inneres offenbart? Keinen. In ihrer Erregung würde sie in seinen Worten nur Abwehrversuche erblicken und vielleicht, um sie zu widerlegen und die Anerkennung ihres Standpunktes durchzusetzen, heftig ausfallen. Sie hat in vielem recht, ohne Zweifel; in einigem schießt sie jedoch über das Ziel hinaus und in manchem geht sie irre.

„Wir werden über das alles noch sprechen, Anna“, sagte er begütigend.

„Ich denke, daß bereits genug gesprochen ist“, antwortet sie temperamentvoll und verläßt das Zimmer.

Hermann folgt ihr nicht; es hat keinen Sinn. Wenn sie die Ruhe zurückgewonnen hat, wird sie vernünftiger denken. Er muß lachen. Jetzt hat sie ihm aber einmal gehörig die Meinung gesagt; er muß sich wirklich bessern und darf sich künftig nicht mehr so einseitig geben. Das mit dem Eintritt in Dahlskops Dienste ist ja Torheit; nun, sie wird von selbst zu sich zurückfinden.

Entscheidungen von Bedeutung.

Die Arbeit der Stunden, die Dahlskop der Behandlung seiner Kopfschmerzen und den Verhandlungen mit Londoner Bankiers und Hermann Kämpfer widmen mußte, ist nur schwer nachzuholen, denn das Brief-, Depesch-, Telephon- und Radiogrammtrommelfeuer reißt nicht ab, wenn man Chef eines internationalen Trustes ist. Oft ist es schwer, die richtige Entscheidung zu treffen; eingehende Prüfung und scharfsinnige Erwägung aller Möglichkeiten kosten Zeit, doch sie sind unbedingt notwendig, denn von seinem Ja oder Nein und der pünktlichen Erledigung hängt ungeheuer viel ab.

Einar Jolin, der überarbeitete und nervöse Privatsekretär, versagt heute öfter als sonst; der Mann ist ausgepumpt; seine Kraft ist verbraucht. Er muß ihn los werden, auf eine gute Art selbstverständlich, denn er weiß zuviel; er wird ihn die Treppe der Karriere hinausstolpern lassen und ihm durch Ernennung zum Direktor des Rigaer Wertes den Mund stopfen. Jolin wird sich riesig freuen und so stolz sein, daß er selbstverständlich über alles Geschehene und Gehörte schweigen wird; Napoleons Grundsatz, unbequeme Mitarbeiter durch Beförderung an sich zu fesseln und gleichzeitig durch Entfernung aus der Nähe kaltzustellen, hat sich bisher auch in der Praxis bewährt. Anna Bidermann, die spröde Deutsche, wird Jolins Posten übernehmen.

Endlich ist er soweit, daß er an den Besuch bei Viola denken kann; er freut sich ehrlich. Wenn sie nur nicht so sehr um ihn besorgt wäre; hoffentlich quält sie ihn nicht allzusehr mit Fragen, warum er so lange ausgeblieben und was passiert sei, daß er den Verband tragen müsse. Sie wird sich um seine Bequemlichkeit bemühen und ihn in der besten Weise bemuttern, die er so sehr an ihr liebt. Sie soll sich freuen und heiter sein, wenn er bei ihr ist; sie soll glücklich sein. Er wird ihr Blumen senden; Jolin soll das erledigen, und er selbst wird ihr noch etwas kaufen; sie liebt altgoldene Schmuckstücke.

Im gleichen Augenblick, in dem er den Hörer abhebt, um sich bei Viola telephonisch anzumelden, betritt Jolin das Zimmer.

„Was ist denn schon wieder los?“ fragt Dahlskop gereizt und legt den Hörer auf die Gabel.

„Viljencrank depechiert, daß er die Bilanz für das Werbematerial zur neuen New Yorker Anleihe nicht fertigstellen kann, da Sie ihm die Bilanz der südamerikanischen Gesellschaften noch nicht gegeben hätten; er habe bis zu Ihrer Rückkehr warten wollen, doch die Amerikaner drängten, da sie die Anleihe aufgelegt und untergebracht haben wollten, bevor die Krise weiter abwärts schwinde und niemand mehr Schuldverschreibungen laufe.“

„Sie sind wohl toll?“ zischt Dahlskop.

Es stimmt, die Bilanz liegt in seinem Panzerschrank in Stockholm, und ohne sie können die Werbeunterlagen für die neue amerikanische Anleihe nicht fertiggestellt werden; doch das ist Nebensache. Empörende Hauptsache ist, daß er von der Befürchtung, daß die Krise fortschreite, nur so nebenbei Kenntnis erhält, als handle es sich um den Wetterbericht für den nächsten Tag. Wenn die Amerikaner das depechieren, dann haben sie ihre guten Gründe dazu. Freilich, diese lebendige Sprech- und Schreibmaschine da vor ihm weiß nicht, was für ihn auf dem Spiel steht, wenn die Amerikaner recht haben; der Mann weiß nicht, daß diese Hundertmillionen-Anleihe untergebracht werden muß, absolut untergebracht werden muß, da er seinen Trust von allen Barmitteln entblößt hat, um den Betrag einem mitteleuropäischen Staat in einem Posten zur Verfügung stellen zu können.

Einar Jolin blüht betreten auf die Depesche. Sonst ist schon schwer mit dem Herrn Chef zu arbeiten; heute aber ist überhaupt nicht mit ihm auszukommen. Er ist doch schließlich Sekretär, der Anordnungen auszuführen

und Meldungen zu erstatten hat, aber kein Hellseher, der weiß, was dem Herrn Chef angenehm und was ihm zuwider ist; auch darf er schlechte Nachrichten wahrhaftig nicht unterschlagen, um den Herrn Chef bei guter Laune zu halten.

Dahlskop nimmt die Depesche unsanft an sich und überfliegt sie; richtig, da steht es: Durnea u. Brice befürchten, daß die Wertpapierkurse und Rohstoffpreise weiter absinken und damit eine Weltwirtschaftskrise einleiten.

Ein Wink veranlaßt Jolin zu verschwinden; der Sekretär kennt die Bedeutung dieser Handbewegung: Dahlskop will, bis er wieder von sich hören läßt, nicht gestört werden.

Dahlskop kippt mehrere Kognaks und raucht ununterbrochen Zigaretten. Fortschreiten der Krise, die mit dem Kurssturz des schwarzen Freitags an der New Yorker Börse begonnen hat? Das fehlte ihm gerade noch. Ach was, das ist ja Unsinn; die Amerikaner sind Angsthasen und übernervös. Aber — —? Wenn sie doch recht hätten? Bisher haben sie ein bemerkenswert gutes Ahnungs- und Kombinationsvermögen bewiesen, und zweifellos basiert ihre Anschauung auf der Stimmung an der New Yorker Börse, die bekanntlich am besten von allen Weltbörsen unterrichtet ist. Was nun? Was tun? Viola? Nicht abschweifen, jetzt; die Gedanken scharf auf das Wichtigste einstellen. Bringt er die Hundertmillionen-Anleihe nicht unter, dann gerät er in die schwierigste Lage, in der er je gesteckt hat. Er hat seinem Trust — unvorsichtigerweise, aber das ist nun nicht mehr zu ändern — alle Barmittel entzogen; jetzt die Krise sich durch, dann sieht er auf seinen teuer eingekauften Rohstoffen, Devisen, Effekten und Grundstücken fest, kann sie nicht veräußern und seine Betriebe nicht weiterarbeiten lassen, da ihm das Kapital fehlt. Wenn die Krise sich gar einhalten und womöglich jahrelang dauern würde? Die Folgen wären nicht auszu-denken. Es gibt nur eins: Die Anleihe muß untergebracht werden; die Werbeunterlagen werden dringender benötigt; nur er selbst hat Zutritt zu ihnen; folglich muß er sofort abreisen, in dieser Stunde noch.

Noch einmal geht er die Gedankenreihe durch. Er muß reisen; das ist die einzig richtige Folgerung. Wahrscheinlich, hoffentlich haben die Amerikaner nur die Nerven verloren; einerlei: Gut ist gut, und besser ist besser.

Dahlskop ist ganz geballte Energie. Er läutet Sturm. Jolin erscheint eiligst.

„Rechnung bezahlen; den Flugzeugführer benachrichtigen; mich bei Fräulein Bidermann anmelden; wir reisen in einer halben Stunde!“

Jolin saust los.

Dahlskop begibt sich auf den Weg zu Anna. Viola? Sie wird sehr enttäuscht sein; es geht nicht anders; er kann sie nicht mehr aufsuchen. Er hat keine Zeit mehr für sie; sie muß sich bis zur nächsten Anwesenheit in London gedulden.

„Ich bedauere es, Miß Bidermann, daß ich Sie bitten muß, Ihre Bedenkenzeit abzukürzen; ich muß abreisen und Sie daher um sofortige Entscheidung bitten. Paden Sie. Alles andere erledigt Jolin. Sie fliegen mit mir in meinem Flugzeug. Jolin wird Sie unterwegs in Ihre Aufgaben einweihen.“

„Doktor Kämpfer ist nicht anwesend; ich kann ihn doch unmöglich so Knall und Fall verlassen, Mister Dahlskop.“

„Wenn er nicht anwesend ist, so können doch Sie nichts dazu; schreiben Sie ihm rasch ein paar Zeilen.“

„Aber ich habe ja noch nicht gekündigt, ich bin ja noch gar nicht zu Ende mit meinen Überlegungen.“

„Kommen Sie, kommen Sie schnell! Es ist keine Zeit zu veräumen; der Wagen wartet.“

(Fortsetzung folgt).

Monch überm Rhein.

Der Mond steht schmal und schief.
Es wehen Wolken vor ihn hin.
War's nicht, als ob ein Steinfauz rief?
Sterne durch Himmel und Flut sich ziehn.
Der Schiffe Böden gehn gar tief.
Die Schraube schlägt. Es löst der Rien.
Das Dunkel wölbt stumm.
Ein Schritt stößt eine Kette an.
Die Kette klingt. Der Wind kehrt um.
Ein Bunterboot zieht seine Bahn.
Der Rauch steigt auf und neigt sich krumm.
Die Kohle glänzt im flachen Kahn.

Karl Emdc.

Gattentreue.

Skizze von Hermann Schnellbach-Mannheim

Am Morgen des 6. Mai 1622, an dem die Freunde des unglücklichen Pfalzgrafen vom Rhein, des Böhmenkönigs, bei Wimpfen am Neckar sich mit den Spaniern und den Kaiserlichen in offener Feldschlacht messen wollten, ritt der Treueste einer, der Pfälzische Feldobrist von Helmstadt, mit seiner Gattin Maria zur Stadtkirche nach Wimpfen. Vor dem Muttergottesbild am Altar fielen sie beide auf die Knie. Durch die farbigen Rosen des Chors brach das erste Morgenlicht und vergoldete die mit Blumen geschmückte Statue der heiligen Maria. Als die beiden sich getrostet erhoben, stand ein alter Mann neben ihnen und sagte: „Wißt Ihr auch, daß unsere Maria eine Wundertäterin ist?“ Da sie den Kopf schüttelten, erzählte er, daß im vorigen Jahr ein Uebeltäter, als er auf dem Markt gerichtet werden sollte, hierher geflüchtet sei und die Muttergottes um Hilfe angerufen habe. „Da hat“, schloß er, sich betreuend, „unsere Maria den Arm geredt, ihn zu schützen. So schenkte man ihm das Leben.“ — „Sie hat den Arm geredt“, unterbrach ihn Maria von Helmstadt, „ihn zu schützen?“ — „Ja, sie hat ein Wunder getan.“ — „Es schlägt, ich muß läuten. Gott sei mit Euch!“ — „Ein heilig Tagwerk, Greis“, hielt ihn der Ritter auf, „Ihr läutet den Tag ein und die Nacht, Ihr läutet zum Grab und zum Siege, o läutet ihn heute!“ — „Ich läute auch, wenn draußen auf dem Markt der Nachrichten...“ Unter Hüfteln verlor sich die Rede. Der Alte ging, den Ritter tröstelte, in tiefen Gedanken stand sein Weib. Die Stimme der Glöde weckte sie beide. „Maria, schütze uns!“ beteten sie.

Es war, als ob sich der Himmel gegen die Freunde des geächteten Kurfürsten von der Pfalz verschworen habe: die Schlacht bei Wimpfen ging ihnen verloren. Der gefangene Feldobrist wurde von Tilly zum Tode verurteilt. Helmstadt zuckte mit keiner Wimper, als er den Spruch vernahm, sein Antlitz schien ehern gemeißelt. „Ich schenke Euch“, sagte Tilly, „den ehrlichen Soldatentod, die Kugel. Morgen mittag, wenn die Glöde läutet, auf dem Marktplatz in Wimpfen.“

Nacht war's. Helmstadt saß im Stadthaus zu Wimpfen. Trübe brannte ein Licht, das den Raum notdürftig erhellte. Er brauchte kein Licht. Was er sann und träumte, war eitel Glanz und Helle. Er dachte nicht an den Tod, der morgen mittag haarig sein Dasein zerriß; er dachte nur an das Leben, das hinter ihm lag. Er sah der sonnigen Bilder, die das Gedächtnis ihm schuf, gar viele. Der kurze leuchtende Glückstern des Pfälzer Friedrich, dem er die Treue hielt bis in den Tod, stieg heraus, die Tage in Heidelberg, in Prag, dann der rasche Niedergang, die verlorenen Schlachten bei Prag und Wimpfen. Noch einmal stieg ihm der Glückstern seiner Ehe heraus, der herrlicher strahlte als jener andere und der nicht verblähte, wenn er auch sah erfolglos. Wieder genoß er die Spanne der Tage, wo er jagte und ritt mit ihr, wieder genoß er die Kette der Stunden, wo er, von der Flut ihrer goldnen Haare umloht, die Labe der Liebe trank... Plötzlich weckte ihn ein Geräusch. An der Tür stand eine dunkle Gestalt, ein Mönch in Kapuze und Kutte. Die Gestalt tat einen Schritt auf ihn zu, die Kapuze fiel: Da quoll es in Fülle hervor, und an der Brust lag ihm sein Weib.

Es löste sich aus der Umarmung. „Ich bin gekommen, dich zu retten. Nimm die Kutte! Offen steht die Pforte. Ich bleibe an deiner Statt.“ — „Nein, soll ich dich in den Händen der Feinde lassen?“ — „Tilly tötet kein Weib.“ — „Er hat viele getötet.“ — „Wenn er es tut, so sterbe ich für dich.“ Da stürzte der Mann, von dem Opfer dieser Treue erschüttert ihr zu Füßen und umklammerte die Geliebte. „Bleib bei mir, wir haben uns noch so viel zu sagen.“ — „Und die Flucht?“ — „Ein Helmstadt flieht nicht.“ — „So will ich bei dir bleiben. Denn wisse, wenn ein Helmstadt nicht flieht,

so verläßt auch sein Weib den Gatten nicht. Die Frau stirbt mit ihm, wenn sie ihn nicht retten kann. Noch aber will ich zur himmlischen Maria beten, daß sie mir einen Weg der Rettung zeigt.“ Die lange Nacht blieb Maria bei ihm. Am Morgen erhob sie sich vom Lager, sie hüllte sich in die Mönchskutte, sie band die Flut der Haare auf, sie stülpte die Kapuze darüber. Sie redeten nicht mehr, sie sahen sich nur in die Augen, und sie zitterten, da sie sich zum Lebewohl die Hände drückten, als ob sie bangten, daß es das letztemal sei.

Die Frau in der Mönchskutte betrat die Kirche am Markt, sie ging zum Gnadenbild, warf sich vor der Muttergottes zu Boden und betete. Sie betete wie eine, die den Himmel nicht lassen will, bis daß er sie segne. Endlich richtete sie sich auf, und ihr blaßes Antlitz war verklärt. Die Madonna hatte ihre Namensschwester begnadet und mit himmlischem Trost gespeist.

Mittag. Helmstadt stand vor dem Richter über sein Leben. Ruhig war er und unerschüttert. Tilly sagte: „Tapfer seid Ihr bis zuletzt. Habt Ihr noch einen Wunsch? Ihr habt ein Weib daheim, Euren letzten Gruß, ich will ihn gern bestellen.“ — „Dessen bedarf es nicht. Sie war die Nacht bei mir. Sie wollte sich für mich opfern. Ich nahm ihr Opfer nicht an.“ — „Was habt Ihr für ein Weib?“ — „Das ist die Treue bis zum Tod.“ Soldaten füllten den Platz, und wie die Brandung des Meeres ließ die Unruhe des Volkes zu den beiden Männern. Der Ritter stand vor den Soldaten, die bald nach ihm zielen würden. Er sah sie nicht. In die Wollen flog, in den Himmel sein Blick. An den schwärmerischen Zügen des Gefangenen hing Tillys Auge. Jetzt zog der Verurteilte ein Medaillon hervor und küßte es. Zwischen dem Himmel und diesem Bildnis war all sein Denken geteilt.

Da schlug die Glöde die Mittagsstunde. Der Glöchner kam und verschwand im Glöckenturm... Der Glöchner, sagten die Leute, er läutet einem das Leben zum Tode, dem Obristen des Wintertönigs. Es fällt dem Alten schwer, er tut seines Amtes... Jetzt ist er droben! Nein, er ist ein gebrechlicher Mann, er muß unterwegs verschlafen... Aber jetzt, er faßt das Seil. Wenn er ausgeläutet hat, dann ist's geschehen. Warum läutet er nicht? Sei gnädig, Glöchner, läute!

Die Menge hielt den Atem an, ob sich die Stimme der Glöde noch nicht verkünde, ihr Bangen, die Erwartung des Gefangenen zu enden. Wenn ein Wunder geschähe! Heilige Maria, tu ein Wunder! Tilly rief: „Zwei Soldaten hinaus, warum es nicht läutet.“ Die Soldaten gingen, die Soldaten lehrten wieder. „Oben liegt der Glöchner“, meldeten sie, „er stammelt von einem Wunder. Und nicht geheimer ist's. Über der Glöde schwebt eine Gestalt. Sie beugt sich herab. Sie faßt den Klöppel. Sie hält ihn mit ihrer Hand.“ — Tilly leise: „Ein Wunder? Der Mensch könnte es glauben, der Soldat darf es nicht. Ich will einen andern schiden.“ Einem seiner Leibwache nickte er zu: „Lauf und berichte mir!“ — Der Kaiserliche lief, der Kaiserliche kam: „Ein Weib hängt oben, ein wunderschönes Weib. Totenblak das Antlitz, über die Schulter fließt ihr golden das Haar. Sie hat sich an den Klöppel festgebunden. Wenn man läutet, tötet man sie.“ — Der Helmstadt rief: „Maria!“ Tilly zu gleicher Zeit: „Es ist sein Weib!“ — „Ein Wunder! Ein neues größeres Wunder! Ich werde es vor dem Kaiser verantworten.“

Der Generalismus hob die Hand, ein Befehl gebot Ruhe: „Frei seid Ihr, Obrist des Geächteten. Hinüber, löst Euer Weib!“

Die Menge jauchzte: „Heil Tilly, Heil Helmstadt!“ Und indem die Kunde von der Opfertat dieser Frau sich verbreitete, wuchs das Jauchzen zu einem Brausen: „Heil Maria von Helmstadt!“

Das verwandelte Zimmer.

Anmerkungen von Julius Kreis.

Wie war das in gesunden Tagen? Man fiel zuweilen spät nachts aus den Kleidern heraus in tiefen Schlaf, man las mit dem Gefühl wunderbarer Alleinseinheit noch in einem Schmöfer, in einer Zeitung, manchmal vergönnte man sich ein bißchen „Spinnen“, bergestalt, daß man sich in die Kose eines Polarschiffs, in die Geborgenheit eines Samojedenzeltes, in die primitiv-komfortable Höhle Robinsons hineinphantasierte, — ewiger Spas aus Kindertagen. Oder an einem regenichweren Sonntag hörte man mit Behagen die Tropfen auf das Fensterblech fallen, froh, daß man unter Dach und Decke noch eine Stunde lang von Herzen faul sein konnte ohne Appell an das Wandergewissen, ohne Verpflichtung, sein Haupt an den manchmal so harten Dusen der Natur zu betten.

Ansonsten aber war einem dieses Schlafzimmer ziemlich weifenlos, am hellen Tag hinterließ es keinerlei Eindrücke, war ohne Interesse, fremd, ungemütlich.

Liegt man aber längere Zeit krank in so einem Raum, so bekommt er von Tag zu Tag ein anderes, ein vertrauterer Gesicht. Das kleine Rischen an der Decke, die Blase im Fensterglas, der Webfehler im Vorhang, das Muster des Bodenbelags, alles wird mit unheimlicher Schärfe klar, ins kleinste hinein bewußt, in Fieberstunden gespenstisch und voll Dämonie ins Hirn gezeichnet.

Die nächtliche Ordnung und Sachlichkeit des Schlafraums vertiert sich, sowie er Krankenraum wird. Da klapeln sich Zeitungen, Zeitschriften und Bücher auf Stuhl, Tisch und Ottomane, Mätker und Mätkchen zigeunern auf der Bettdecke, auf dem Boden herum, Post quillt aus dem Schubfach des Nachttisches, Dedeln und Kissen, Wärmflaschen und Bidet, Leinwand und Guttapercha, das alles treibt sich mit penetranter Hilfsbereitschaft herum. Das Unordentliche, Desorganisierte des Körpers hat sich gewissermaßen auf den Raum übertragen, auch er hat erhöhte Temperatur, auch in ihm „stimmt's nicht mehr“.

Eine merkwürdige Gesellschaft von Flaschen, Dosen, Schachteln reißt sich aneinander, eine kleine Armee, die mit Essenz, Pillen, Pulvern den Krankheitskeufel austreiben soll, starke Bataillone, sofern die Krankheit nicht die härteren hat. Da liegt auch in ihrem Alkoholbad (sie hat's gut!) die kleine Spritze, ultima ratio, wenn alle Pulver versagt haben, gefürchtet und bedankt zugleich.

Das kleine Viertel des Nachttisches ist nun die unmittelbare Welt. — Hier tickt die Uhr unentwegt die Zeit zur erhofften Genesung ab. Hier steht das Glas mit Himbeersaft (ehemals bitter!) — jetzt eine Lederei ersten Rangs — nur ein Glöckchen voll erlaubt, hier ist ein kleiner Kramladen von Pastillen und Tröpfchen, die man sich wie ein braves Kind einverleibt, so wie es der Gott aus der Wolke, der Onkel Doktor, befahl. Tellerchen mit vertrockneten Orangenschinken, ein Restchen Milch, das unvermeidliche Apfelskompott des kranken Mannes, wenn die Schmerzen nachlassen, denkt man, ein bißchen Bitterkeit im Herzen, darüber nach, daß alles, was einem schmeckt, gesundheitswidrig, daß alles, was man nicht mag, gesundheitsförderlich ist.

Wie schön beispielsweise könnte eine Krankheit verlaufen, wenn Fieber mit Tiroler Specknüsseln und Kolik mit einer guten Flasche Wein bekämpft werden könnte.

Aber ein Kranker soll nicht allzu undankbar sein. Er darf sich — als ein bißchen unzurechnungsfähig — symbolisch gesagt: mehr Kraut herausnehmen als ein Gesunder. (Man nützt es leider zu wenig aus, weil man zu viel durch die Krankheit abgelenkt ist.)

Dann: die Besuche! Sie sind sozusagen das Pflaster auf die Wunde. Der Beweis von Anhänglichkeit, Freundschaftlichkeit und Freundlichkeit erquidt zu jeder Zeit.

Besucher eines Kranken sind immer von einer großen relativen, wenn es dem Kranken ganz schlecht geht, von einer absoluten Aufrichtigkeit und Herzlichkeit der Teilnahme. Alle Defensivmaßnahmen, die der Gesunde dem Kranken gegenüber (bei aller Freundschaft) aufrechterhält, sind überflüssig. Der da in den Kissen ist ungefährlich.

Freilich gibt es teilnehmende Gemüter, die dir gleich sagen, wer alles schon an deiner Krankheit gestorben ist, delikate Naturen berichten sogar, wer davongekommen ist, — es sind die robusten Seelen unter deinen Bekannten. Sie haben es natürlich nicht so gemeint. — Der wahrhaft freundliche Besuch bagatellisiert deine Krankheit mit einem Plausch von „draußen“, mit einem Scherzwort, mit sanfter Ironie, es sei denn, daß der Kranke selbst, ein bißchen gekränkt, daß man seine Krankheit nicht wichtig genug nimmt, davon zu erzählen anhebt.

Dann allerdings darf und soll ein gelehrter Krankenbesuch sofort mit ergriffenem Antlitz den Kopf schütteln und einige schwere goldene Worte des Mitleids und der Hochachtung über einen so seltenen Fall verlieren.

Den Scheidenden begleiten die Augen zur Tür, dankbar, aber auch nicht ohne einen kleinen Schuß Reiz, daß der Besuch da jetzt in eine märchenhaft fremde Welt tritt: auf die Straße, in ein Kaffeehaus, zum Tanzen oder ins Theater geht.

Wir liegen wieder einsam und hören das ferne Rauschen der Straßenbahn, ein Autohupen, Schrei und Ruf, durch die Mauern sichert Radio-Rede und Klavierübung, viel gesunder Lärm, wir greifen wieder einmal zu einem Bad alter illustrierter Blätter, 1911—1912—1913 steht darauf und was da an Jubiläen, Geburtstagen, an Verhümlichkeiten und Sensationen abgebildet ist, mutet bisweilen an wie ein grotesker Totentanz. Zwanzig Jahre haben genügt, die Welt zwanzigmal umzuformen.

Aus den Zimmern in der Wohnung kommt Gespräch und Geräusch wie von einem fernen Planeten. Da über der Türschwelle ist eine Welt, in der man einmal gestanden — die jetzt unerreichbar ist.

Wenn man erst wieder über den Korridor gehen könnte! Lesen wir also bis dahin als kleinen, unzulänglichen Ersatz über Reisen auf dem Amazonasstrom. — Vierhundert Kilometer. Aber alle Wunder des Urwalds wägen nichts, wenn man jetzt einmal die dreißig Schritte ins andere Zimmer tun könnte. Da sind die Gesunden — da ist die Fremde ...

* Die neue Ausgabe des Meyerschen Lexikons, die vor 10 Jahren mit mehr als 150 Mitarbeitern begonnen wurde, ist in ihrer siebenten Auflage mit fünfzehn gewaltigen Bänden jetzt fertig geworden. Der sieben erschienene letzte Ergänzungsband (Band 15, 3. Ergänzungsband: Zeitzeit bis 33 — Verlag Bibliographisches Institut-W.G. Leipzig) bringt außer dem Schluß des Alphabetes einen Anhang „Deutsches Reich — Die nationale Revolution“. All das Gewaltige, was wir in den letzten Wochen und Monaten miterlebt haben, ist hier bereits in die Sphäre zeitloser Geschichtsdarstellung gerückt, die nur Tatsachen, Daten und Zahlen sprechen läßt. Wer von dem Geschehen der letzten Monate innerlich nicht erfaßt worden ist, wird sich beim Lesen dieses lexikalischen Berichtes vielleicht zum ersten Male bewußt werden, daß in Deutschland Geschichte gestaltet worden ist, die sich nicht zurückdrehen läßt, sondern nur vorwärts und weiter schreitet. An die Darstellung der politischen Entwicklung von der Wiederwahl Hindenburgs bis zum 1. Juni 1933 schließen sich einzelne Abschnitte über die Auswirkungen der nationalen Revolution in bezug auf Reichsreform, Verfassung und Verwaltung, Rechtswesen, Wirtschaftspolitik, Sozialwesen, körperliche Erziehung, Schul- und Hochschulwesen, Kirche, Schrifttum, Theater, Kunst, Rundfunk an. Blättert man dann in dem stattlichen Lexikonbande rückwärts, so findet man auch bei allen übrigen Staaten und Völkern, die zwischen 2 und 3 eingeordnet sind, einen ebensolchen ergänzenden Bericht: Österreich, Schweiz, Tschechoslowakei, Sowjetunion, Vereinigte Staaten usw. In jedem Artikel wird die staatliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung bis zum Sommer 1933 geschildert. Immer wieder muß man feststellen, daß diese „Ergänzungsbände“ ein ganzes, reiches Lexikon für sich darstellen. Das zeigen am besten die mit * versehenen Stichwörter, die im Hauptwerk noch nicht vorkommen. Wie unzählig viele neue Begriffe, die erst in letzter Zeit entstanden sind oder besondere Bedeutung bekommen haben: sei es Technokratie oder Staatskapitalismus, Luftkühn oder Schwingachse! — Daneben werden alle früher schon behandelten Gebiete weitergeführt, vor allem die so rasch vorwärtsdrängende Technik, Physik und Chemie, aber auch die Geisteswissenschaften, Literatur, Musik, Bildende Kunst aller Völker. — Wo das Wort zur Erläuterung nicht ausreicht, da findet man klare technische Zeichnungen, Tafeln mit instruktiven Photos, übersichtliche Karten und prachtvolle Farbendrucke, die man als Höchstleistungen moderner Drucktechnik bezeichnen muß.

* „Kampf in Schnee und Eis.“ Von Leni Riefenstahl. (Leipzig, Hesse u. Becker Verlag.) In diesem Buche schildert die Filmkünstlerin Leni Riefenstahl ohne jede Spur von Selbstgefälligkeit die Schwierigkeiten, die sie in ihrer Laufbahn zu überwinden, und die Abenteuer, die sie zu bestehen hatte. Wie alle bedeutenden Künstler verfolgt sie ihr Ziel mit eiserner Energie und mit einer Leidenschaft, die an Besessenheit grenzt. Davon zeugt jede Seite dieses Werkes. Außerordentlich reizvoll ist, was Leni Riefenstahl über die Entstehung ihrer Filme berichtet, und ganz besonders fesselnd sind die Abschnitte über den Aufenthalt in Grönland und über das Werden des großen Films „S. O. S. Eisberg“. Hinter dem ganzen Buche steht ein starker und mutiger Mensch, der um seines Werkes willen Entbehrungen und Strapazen auf sich nimmt und zu jedem Opfer bereit ist. Die schönen Abbildungen sind zumeist den Filmen entnommen, in denen Leni Riefenstahl die Hauptrolle spielt.

* „Deutsch der Wein“. Ein Bildbuch, bearbeitet von Max Burchard und Walter Wihel. Fachmännische Beratung: Dr. Wilhelm Beyerung. (Verlag Fredebeul und Koenen, Essen.) Auf eine ebenso unterhaltende wie aufschlußreiche Weise wird hier alles das berichtet was man vom Wein wissen muß: Wachstum und Pflege der Reben, Boden und Lage, Gärung und Ausbau, Flaschenreise und Bukette, Prüfung und Beurteilung der Sorten und wie sie sachgemäß zu behandeln, zu kredenzen und zu trinken sind. Dem Weintrinken mehr als ein bloßes Durstlöschen ist, der wird sich hier mit Vergnügen in die Kenntnisse, Feinheiten und kleinen Geheimnisse einführen lassen, die erst die Kultur des Weintrinkens ausmachen.